

in den schlimmsten Zeiten der Diktatur, wo jeder, der die Interessen der Landarbeiter verteidigt, verfolgt und verleumdet werden kann.“ Kardinal *Aloisio Lorscheider* von Fortaleza klagte öffentlich über die Untätigkeit der Sicherheitskräfte, wenn Arme ermordet würden, und über die durchgängige Straflosigkeit für die Täter. Seit Jahren suchten Großgrundbesitzer insbesondere die kirchlichen Basisgemeinschaften systematisch als kommunistische revolutionäre Zellen zu verleumden. Jeder, der an der Seite der Bauern für das Recht eintrete, gelte als Unruhestifter. Da solle man doch gleich auch den Papst und die brasilianischen Bischöfe verhaften, empfahl Kardinal Lorscheider nach der Festnahme von acht Mitgliedern einer Basisgemeinschaft im Juli. Justizminister *Brossard* erklärte daraufhin, die Agrarreform sei Sache der Regierung, nicht die einer „politisierten Kirche, die Marx mit ihrer Diktion noch übertrifft“. In Maranhão

sollen indessen dortige Bischöfe den Gouverneur *Luiz Rocha* mit Kirchenstrafen belegt haben.

Papst Johannes Paul II. hat, so viel wurde aus dem Gespräch bekannt, Präsident Sarney gegenüber erklärt, die Landreform dürfe nicht scheitern, „weil sie eine Angelegenheit der sozialen Gerechtigkeit und der Demokratie ist“. Damit führte der Papst den von Regierung und interessierten Machtgruppen – kirchliche konservative Kreise nicht ausgeschlossen – hochgespielten Konflikt mit der Kirche auf das ihm zugrunde liegende politische Problemfeld zurück. Wenn die Regierung die versprochene Agrarreform nicht zügig vorantreibt, werden die illegalen Landbesetzungen und damit die gewaltsamen und blutigen Vertreibungen überall im Land zunehmen. Wenn die Großgrundbesitzer den Verlust kleiner Stücke Brachland, für die sie auch noch entschädigt werden sollen, nicht hinneh-

men, so argumentieren die Bauernorganisationen, dann ist die Landnahme durch *Posseiros* so etwas wie Notwehr gegen den Hunger. Und illegaler als die Landnahme durch die jetzigen Herren seien ihre Besetzungen ohnehin nicht.

Die Kirche ist in der Sache also eher Nebenschauplatz, insoweit involviert, als sie gar nicht anders kann, als denen beizustehen, die unter Lebensgefahr ihr Recht auf ein Stück Land geltend machen wollen. Der Vorsitzende der Bischofskonferenz hat sich mit Nachdruck gegen gewaltsame Landnahmen ausgesprochen, friedliche Besetzungen von brachliegenden Ländereien aber nicht grundsätzlich verurteilen wollen. Das ist keine extreme Position. Wer dies der Kirche dennoch vorwirft, lenkt von politisch und sozial Vorrangigem ab und setzt sich dem Verdacht aus, die ohnehin kritisch bäugte brasilianische Kirche ins Gerede bringen zu wollen. G. B.

Was sich in den Familien ändert

Fragmente aus zwei Allensbach-Studien

Im Vergleich zu den unzähligen, fast jedes Jahr in vorbereitbarer Reihenfolge erscheinenden Jugendstudien, so kann man den Eindruck haben, erfreue sich die Familie keiner auch nur einigermaßen vergleichbaren Aufmerksamkeit der empirischen Sozialforschung. Zwar gehört die Familienforschung insgesamt – einschließlich der in regelmäßigem Abstand erscheinenden Familienberichte der Bundesregierung – ebenfalls zu den Institutionen und Lebensbereichen, die der wissenschaftlichen wie der politischen Aufmerksamkeit sicher sein können. Aber gerade die Demoskopie scheint in der Familiensoziologie nicht gerade ihr bevorzugtes Betätigungsfeld gefunden zu haben. Meist muß man sich Familiendaten mühsam aus den verschiedenen Mehrzweckumfragen zusammensuchen. Dies ist um so erstaunlicher, als die Familie mehr als jede andere Gruppe oder gesellschaftliche Einrichtung vom gesellschaftlichen und kulturellen Wandel betroffen ist und von der Familie und deren Funktionswandel zahlreiche verändernde Einflüsse auf andere Bereiche des menschlichen Zusammenlebens ausgehen. Deswegen seien hier wenigstens einige Fragmente aus zwei neueren sozialempirischen Studien festgehalten.

Der Beitrag der Demoskopie zum Verständnis der aktuellen Familiensituation braucht nicht überschätzt zu wer-

den. Die meisten Daten spiegeln ohnehin nicht die reale Situation, sondern sind von Idealprojektionen durchsetzte Gesinnungs- und Stimmungsbilder. Zwei Studien aus jüngerer Zeit, beide von Allensbach kommend, deren Ergebnisse seit vorigem Jahr vorliegen, aber publizistisch bisher wenig beachtet wurden, enthalten jedoch ausreichendes Material, um Schlüsse und Rückschlüsse aus den Gesinnungen und Stimmungen auf das reale Verhalten zu und in der Familie und die davon ausgehenden Veränderungen zuzulassen.

Im einen Fall handelt es sich um einen auf familiensoziologische Fragestellungen konzentrierten Auszug aus der sog. „Wertestudie“, einer von einer internationalen Stiftung finanzierten, 1981 in 10 Ländern (9 westeuropäischen und den USA) durchgeführten und inzwischen auf eine Anzahl weiterer Länder (auch des ostasiatischen Raums) ausgedehnten vergleichenden Umfrage zum Wertewandel (vgl. dazu die erste provisorische Gesamtauswertung von *Jean Stoetzel* „Les valeurs du temps présent. Une enquête européenne, PUF, Paris 1983). Die zweite Studie basiert auf einer im Auftrag des Stuttgarter Sozial- und Familienministeriums von Allensbach durchgeführten Repräsentativbefragung in und für Baden-Württemberg, in deren Auswertung aber – wie in dem

Teilbericht zur Wertestudie – zahlreiche Daten, die sich auf das gesamte Gebiet der Bundesrepublik Deutschland beziehen, einbezogen worden sind.

In beiden Berichten werden auch Daten der bereits 1979 vorgelegten sog. Langzeitstudie des Allensbacher Instituts mitverwendet (Eine Generation später. Bundesrepublik Deutschland 1953–1979, Allensbach 1981). Die Daten sind also mit Ausnahme der aus der Baden-Württemberg-Umfrage bereits ein wenig überaltert. Und trotz des anspruchsvollen Titels „Einstellungen zu Ehe und Familie im Wandel der Zeit“ geht es auch bei der Baden-Württemberg-Studie in erster Linie um Momentaufnahmen. Um von einer Verlaufsstudie sprechen zu können, ist das Vergleichsmaterial zu schmal und zu wenig aussagekräftig.

Familie und Familienleben sind gefragt

Aus dem umfangreichen, aber sehr fragmentarischen und vielfach heterogenen Material können hier nur *drei Fragenkreise* herausgegriffen werden: 1. Die Einschätzung von Ehe und Familie und Einstellung zu ihr. 2. Die Binnenverhältnisse der Familie, soweit diese in den Beziehungen der Partner zueinander und dieser zu den Kindern zum Ausdruck kommen. 3. Die Familie als Tradierungsinstanz von Werten und Haltungen, speziell soweit von ihr die Vermittlung religiöser Haltungen und Überzeugungen abhängt.

Das erste, was auffällt und was mit den gängigen Aussagen über den gesellschaftlichen Funktionsverlust der Familie scheinbar kontrastiert: Die Familie rückt keineswegs an den Rand des Interesses, sondern gilt trotz Verschiebungen im einzelnen und in der Gesamteinschätzung als *zentraler Lebenswert* und wird als solcher auch erfahren. Es herrscht hohe Übereinstimmung darüber, daß der einzelne die Familie braucht, und diese Übereinstimmung ist weitgehend unabhängig von Alter und Geschlecht.

Auf die Frage, ob es eine Familie braucht, um wirklich glücklich zu sein, antworteten 1953 77 Prozent der Frauen mit ja, 1979 noch 73 Prozent (Ergebnis bei den Männern: 1953 80 Prozent, 1979 72 Prozent). Ein noch höherer Anteil tritt für die Stärkung der Familie ein. Nach der Wertestudie: in Deutschland (Bundesrepublik mit West-Berlin) 85 Prozent, in Frankreich 88 Prozent, in Italien 89 Prozent, in den USA sogar 94 Prozent. Die überwältigende Mehrheit der Bevölkerung wünscht also keine Schwächung der Familie, sondern ihre Stärkung.

Auch wenn es dabei *bedeutende Unterschiede zwischen Jung und Alt* gibt, ist auch die überwiegende Mehrheit der 18- bis 24-jährigen, also die Generation, die noch in Ablösung von der eigenen Familie ist und in der Regel noch ohne eigene Familie lebt, der gleichen Meinung: 73 Prozent in Deutschland, 77 Prozent in Frankreich, 89 Prozent in Italien und 93 Prozent in den USA (dort läßt sich überhaupt *kein wesentlicher Unterschied zwischen den Generationen* feststellen. Nur Holland fällt ein wenig aus

dem Gesamtbild heraus: Nur 67 Prozent der Gesamtbevölkerung möchten dort die Familie stärken: Während aber bei den über 45-jährigen nur ein schwacher Unterschied zu den anderen Ländern besteht, drücken gerade die jüngeren Jahrgänge die Werte. Hoch eingeschätzt wird auch (in Europa vor allem) die *Bedeutung der Familie für das Kind*. Laut Wertestudie waren in Europa insgesamt 81 Prozent der Meinung, ein Kind brauche unbedingt Familie (Vater und Mutter), um glücklich aufzuwachsen; in der Bundesrepublik sogar 85 Prozent (dagegen in den USA nur 61 Prozent).

Tabelle 1: *Es halten für wünschenswert: „Mehr Wert auf Familienleben legen“*

	Bevölkerung ab 18 Jahre insgesamt %	Altersgruppen unter 45 Jahre		
		18–24 Jahre %	25–34 Jahre %	35–44 Jahre %
Bundesrep.				
Deutschland	85	73	80	83
Dänemark	89	79	85	91
Großbritannien	84	71	85	87
Republik Irland	91	86	90	92
Holland	67	60	57	62
Belgien	83	77	83	85
Frankreich	88	77	81	91
Spanien	84	74	79	86
Italien	89	83	84	88

Die Familie wird aber nicht nur als zentraler Wert angesehen, sondern ganz überwiegend als solcher auch *erfahren*. Nach der Baden-Württemberg-Umfrage beschreiben das Glück der eigenen Familie als sehr groß oder groß insgesamt 84 Prozent bei ebenfalls nur geringen Unterschieden nach Generationen, wobei – was naheliegt – das Glück bei den jungverheirateten Paaren (31 Prozent sehr groß, 47 Prozent groß) und bei den jungen Familien (50 sehr groß, 45 Prozent groß) am größten ist bzw. am deutlichsten empfunden wird. Und in beiden Umfragen gibt die überwiegende Mehrheit zu Protokoll, daß sie stolz auf die eigene Familie ist (nach der Baden-Württemberg-Umfrage: „sehr“ 44 Prozent, „ziemlich“ 31 Prozent), wobei bei jungen Familien und bei Familien mit schon größeren Kindern der Stolz auf die eigene Familie am ausgeprägtesten ist, während demgegenüber die alleinstehenden Alten und die jungen Singles am wenigsten Stolz zeigen.

Das Gewicht der Familie wird vor allem in der *Befriedigung emotionaler Bedürfnisse* gesehen: Weil man mit Menschen zusammenlebt, die sich gegenseitig kennen (nach der Baden-Württemberg-Umfrage 76 Prozent), wo man Menschen vertrauen kann (74 Prozent), wo man frei seine Meinung äußern kann (66 Prozent). Die überwiegende Mehrheit schätzt also ihre familiäre Situation positiv ein, fühlt sich in der Familie „geborgen“, „entspannt“, „glücklich“. Der Lasten, die die Familie auferlegt oder mit sich bringt, ist man sich bewußt, sie werden aber mehrheitlich akzeptiert. Sie stören nicht das insgesamt als positiv empfundene Gesamtbild.

Generalangriff auf die Ehe als Institution?

Komplizierter und widersprüchlicher wird es bei den *Fragen nach der Ehe*: Zwar antworteten – nach der Wertestudie – auf die Frage, ob die Ehe eine überholte Einrichtung sei, in den europäischen Ländern insgesamt 74 Prozent mit „Nein“ (in der Bundesrepublik 76 Prozent, in den USA dagegen 90 Prozent). Aber gerade in der Einschätzung der Ehe als Institution zeichnet sich eine *umbruchartige Entwicklung* ab. Bezogen auf die Bundesrepublik hielten 1963 noch 92 Prozent der Frauen die Ehe grundsätzlich für notwendig, aber 1978 nur noch 61 Prozent. Der Einbruch im Meinungsbild bezieht sich dabei auf alle Generationen, wird spürbar sogar bei den über 60jährigen, ist aber vor allem auf Einstellungs- (nur zum Teil auf Verhaltensänderung) bei der jungen Generation zurückzuführen: von den unter 25jährigen hielten 1978 nur 38 Prozent die Ehe für eine notwendige Einrichtung, von den 25- bis 45jährigen gerade noch 50 Prozent. Der Einbruch bei den Männern weist kaum benennenswerte Unterschiede auf.

Aber nicht nur bei dieser eher abstrakten, in ihrem Ausagewert anzweifelbaren Fragestellung macht sich der Einbruch bemerkbar, auch die *Glückserwartungen an die Ehe* sind rückläufig. 1963 erklärten 46 Prozent, es sei für eine Frau nicht so wichtig, verheiratet zu sein, während noch 40 Prozent meinten, eine Frau müsse verheiratet sein, um wirklich glücklich zu sein. 1978 waren es nur noch 27 Prozent, während 60 Prozent erklärten, die Ehe sei für eine Frau nicht so wichtig. In bezug auf die Männer zeichnet sich ein ebenso deutlicher Meinungsumschwung ab. 1963 erklärten noch 49 Prozent zum Glück des Mannes gehöre es, verheiratet zu sein; 1978 waren es nur noch 26 Prozent, bei den unter 25jährigen gar nur noch 12 resp. 10 Prozent. Überdies wird die Ehe *nur noch sehr bedingt als Bindung auf Lebenszeit* angesehen (nach einer Umfrage von 1979 aber immerhin noch von 54 Prozent). Besonders deutlich wird die Verschiebung bei der *Einstellung zur Ehescheidung*. 1953 war noch eine deutliche Mehrheit entweder gegen die Zulässigkeit einer Scheidung überhaupt oder für eine Erschwerung der Scheidung durch die Gesetzgebung (zusammen 57 Prozent). 1979 waren es zusammen nur noch 32 Prozent, während sich 34 Prozent (1953 nur 16 Prozent) dafür aussprachen, die Scheidung möglichst leicht zu machen.

Ist das, wie die Interpretin der beiden Umfragen, *Renate Köcher*, vermerkt, ein „Generalangriff auf die Normen und Sicherungen des ehelichen Zusammenlebens“ oder schlicht „Abkehr von der Institution Ehe“?

Die Dinge verhalten sich offensichtlich um einiges komplizierter. Die Ehe wird nach wie vor von einer großen Mehrheit der Bevölkerung *als befriedigend erlebt*: besonders glücklich: 1978 von 4 Prozent der Männer und 4 Prozent der Frauen (1957 von 8 resp. 10 Prozent); glücklich: 1978 34 resp. 50 Prozent; zufriedenstellend, wenn auch mit Schwierigkeiten 56 resp. 35 Prozent (1957 43

Tabelle 2: *Anerkannte Scheidungsgründe*

	USA %	Europa insgesamt %	Bundesrep. Deutschland %
Wenn ein Partner gewalttätig ist	77	77	82
Wenn ein Ehepartner ständig untreu ist	86	72	77
Wenn ein Partner für den anderen nichts mehr empfindet	65	58	57
Wenn ein Partner ständig zuviel trinkt	52	54	61
Wenn sie nicht zueinander passen, ihre Charaktere zu verschieden sind	22	46	57
Wenn die sexuellen Beziehungen nicht befriedigend sind	21	23	18
Wenn sie keine Kinder bekommen können	3	7	5
Wenn die finanziellen Verhältnisse zerrütet sind	4	4	8
Wenn ein Ehepartner lange krank ist	3	3	2
Wenn sie mit den Verwandten des Partners nicht auskommen	5	3	2
	338	347	369
Nichts davon	5	8	4

Prozent von Männern und Frauen). Dem steht ein hoher Unglückszustand bei den Geschiedenen gegenüber: diese fühlen sich in den eigenen vier Wänden weit weniger „entspannt“, „geborgen“ und „glücklich“ und sprechen sehr viel häufiger von Traurigkeit und Niedergeschlagenheit als die Verheirateten (und auch als die unehelich Zusammenlebenden – zwischen diesen und Verheirateten lassen sich diesbezüglich kaum Unterschiede feststellen). Und in der globalen Einschätzung, wie weit Ehen „glücklich“, „gleichgültig“ oder „unglücklich“ verlaufen, verbessern sich die (allerdings insgesamt niedriger) positiven Werte sogar.

Tabelle 3
Bundesrepublik mit West-Berlin, Bevölkerung ab 18 Jahre

	Deutsche Bevölkerung ab 18 Jahre insgesamt %	Familienstand		
		Verheiratet %	Mit jeman- dem zusam- menlebend %	Geschieden/ getrennt lebend %
Es fühlen sich zu Hause <i>oft</i> :				
Entspannt	58	59	58	42
Geborgen, sicher	63	69	53	36
Glücklich	46	53	48	22
Ängstlich	5	5	5	12
Gereizt	14	15	18	26

Dies steht deutlich im Widerspruch zu Alltagserfahrungen, wo die Klage vorherrscht, nur ganz wenige Ehen gingen wirklich gut. Es ist also im Grunde wie bei der Familie. Das Problem liegt weniger in einer prinzipiellen Absage an die Ehe, als in der emotionalen Überforderung von Ehe und Familie. Es ist gerade der *hohe Anspruch auf die Befriedigung emotionaler Bedürfnisse*, bedingt durch „das Zurücktreten der institutionellen Funktionen zugunsten der Personalitätsfunktion“, was die Ehe als Institution weniger wichtig erscheinen läßt und sie zu-

gleich in ihrer inneren Beständigkeit anfälliger macht. Dies wird deutlich sowohl an den Werten, die für eine Ehe für besonders wichtig gehalten werden, wie an den hauptsächlichen Gründen, durch die Scheidungen überwiegend gerechtfertigt werden.

Die veränderten Rollenmuster, unverändertes Verhalten?

Aber wie gestalten sich die partnerschaftlichen und inter-familialen Beziehungen? Und wie wirken sich diese im Verhältnis zu den Kindern aus? Zunächst läßt sich feststellen: *die veränderten Rollenmuster*, von den Veränderungen im Erwerbsleben herkommend und von diesen bestimmt, beginnen sich *allmählich, aber nur zögernd* auch in den Binnenbeziehungen von Ehe und Familie durchzusetzen. Die zunehmende Berufstätigkeit von (verheirateten) Frauen wird fast selbstverständlich akzeptiert, jedenfalls in den Fällen, in denen keine Kinder zu versorgen sind. Bei der Frage, wieweit sich Berufstätigkeit und Kindererziehung verbinden lassen, sind die Urteile allerdings vorsichtiger.

Nach der Baden-Württemberg-Studie erklären nur 28 Prozent der Bevölkerung zwischen 14 und 65 Jahren, beides lasse sich vereinbaren; eine Mehrheit (54 Prozent) ist der Meinung, eine Frau müsse, wenn sie Kinder wünsche, sich zwischen diesen und der Berufstätigkeit entscheiden. Doch ist dieses Meinungsbild wiederum vornehmlich von den nichtberufstätigen Frauen bestimmt. Von diesen sagen nur 15 Prozent, *Beruf und Kinder* ließen sich vereinbaren, während 60 Prozent sagen, die Frau müsse sich entweder für das eine oder für das andere entscheiden. Daß gerade ganztags berufstätige Frauen für die Vereinbarkeit von Berufstätigkeit und Kindererziehung votieren, bestätigt den auch durch andere Aussagen erhärteten Eindruck, daß jedenfalls von den Betroffenen selbst die Doppelverantwortung – trotz den damit verbundenen Problemen – für Familie und Beruf akzeptiert wird. Wo Unzufriedenheit darüber herrscht, ist sie mehr auf die wenig befriedigende Arbeitssituation (die Berufsfreude ist bei Minderqualifizierten sehr viel geringer) als auf die Doppelbelastung zurückzuführen.

Das Urteil berufstätiger Frauen ist eindeutig. 81 Prozent (79 Prozent) der ganztags berufstätigen Frauen sehen die Verbindung von Familie und Beruf in ihrem Fall gut gelöst. Die Meinung berufstätiger Mütter mit Kindern (unter 8 Jahren) weicht davon nur unwesentlich ab: 81 Prozent (71 Prozent der Berufstätigen ganztags) erklären, bei der Verbindung von Beruf und Familie keine großen Schwierigkeiten zu haben. Die männlichen Partner fügen sich weitgehend der herrschenden Auffassung. *Konfliktfälle* sind in der Minderzahl, sie werden vorzugsweise – innerhalb der begrenzten Möglichkeiten – durch Teilzeitarbeit der Frau „entschärft“.

Die *Auswirkungen auf die – vorhandenen – Kinder* scheinen sich in Grenzen zu halten oder fallen wenigstens

nicht auf. Eltern, von denen auch die Frau berufstätig ist, erleben nur geringfügig mehr Schulschwierigkeiten bei ihren Kindern als im Falle nichtberufstätiger Mütter.

Von diesem Meinungsbild her könnte man erwarten, daß die Veränderung der Rollenmuster auch auf die Aufteilung der Haushalts- und Familienlasten voll durchschlägt. Dies trifft aber nur sehr begrenzt zu. „Während Frauen ihr Engagement im Beruf und im öffentlichen Leben verstärken, verbleiben die häuslichen Aufgaben gleichzeitig weitgehend in ihrer Verantwortung“ (Baden-Württemberg-Bericht S. 127). Es erhalten sich weitgehend die *tradierten Zustände*: Frauen versorgen den Haushalt und kümmern sich um die Kinder, Männer beschränken sich auf die Pflege hausaltlicher Accessoires: Autowäsche, Reparaturen in der Wohnung usw. Zwar billigen die meisten, daß der Mann regelmäßig bei der Hausarbeit hilft, interessanterweise sind die Männer selbst dabei entschiedener als die Frauen, aber nach Selbstaussage der Frauen sind die Männer, die regelmäßig im Haushalt mitarbeiten, eine qualifizierte, aber deutliche Minderheit. Nur *bei den ganz jungen Paaren* scheint sich das Bild merklich zu verändern: 45 Prozent der 14- bis 25jährigen Frauen resp. Männer geben an, daß ihr Partner häufig bei der Hausarbeit mitmacht.

Kinderwünsche in Konflikt mit Lebensplanung

Aber wie wirken sich die veränderten, familial nur sehr begrenzt verwirklichten Rollenmuster auf den *Kinderwunsch* aus? Man ist versucht, eine einfache Kausalkette zu konstruieren: die stärkere Gewichtung des Berufs und der damit verbundenen materiellen Vorteile lenkt vom Kinderwunsch ab, ist also der Hauptgrund für den Rückgang der Geburtenzahl.

Tabelle 4: *Ideale Kinderzahl*
Bundesgebiet mit West-Berlin, Bevölkerung ab 16 Jahre

Frage: „Was betrachten Sie heute als die ideale Größe einer Familie: Vater, Mutter und wieviel Kinder?“	1953*	1966	1976	1981	1984
	%	%	%	%	%
1 Kind	11	9	11	12	9
2 Kinder	50	52	61	59	64
3 Kinder	23	26	19	18	19
4 Kinder	9	9	3	4	5
5 und mehr Kinder	2	2	1	1	1
Keine Kinder	5	2	5	6	2
	100	100	100	100	100

* 1953: Bevölkerung ab 18 Jahre

Quelle: Allensbacher Archiv, IfD-Umfragen 068, 2017, 3036, 4001, 4043

Die Einstellungs- und Verhaltensmuster sind aber auch da komplizierter (und zugleich einfacher), als sie auf den ersten Blick erscheinen. Zunächst: eine allgemeine Kinderfeindlichkeit läßt sich nach dem in beiden Studien gebotenen Material nicht feststellen. Die *Zufriedenheit von Ehepaaren mit Kindern* ist beträchtlich hoch, für eine

deutliche Mehrheit gehören Kinder selbstverständlich (konstitutiv) zur Familie; die ideale Kinderzahl liegt für die überwiegende Mehrheit zwischen zwei und drei Kindern.

Allerdings verliert die Vorstellung, Kinder gehörten zum Eheglück, wenn auch nicht so rapide wie vielleicht vermutet, weiterhin an Anhängerschaft.

Tabelle 5: *Erböhen Kinder das Eheglück?*

Bundesgebiet mit West-Berlin, Bevölkerung ab 16 Jahre

Frage: Welche Ehen sind Ihrer Meinung nach am glücklichsten – Ehen mit Kindern oder Ehen ohne Kinder, oder finden Sie, das Eheglück hängt nicht davon ab, ob man Kinder hat oder nicht?*	Oktober 1972	August 1978*	April 1984
	%	%	%
Mit Kindern	47	56	42
Ohne Kinder	2	2	1
Eheglück hängt nicht von Kindern ab	44	39	52
Kein Urteil	7	3	5
	100	100	100

*) Repräsentative Halbgruppe

Quelle: Allensbacher Archiv, IfD-Umfragen 2086, 3059, 4043

Auch da gibt es scheinbar einen Widerspruch zwischen öffentlichem Meinungsbild und persönlichem Erlebnisbild: „Obwohl nur eine Minderheit der unter 40jährigen von einem (weiteren) Kind große Belastungen befürchtet, gehen 58 Prozent der Bevölkerung davon aus, daß den meisten Eltern die Entscheidung für ein Kind schwerfalle“ (Baden-Württemberg-Bericht S. 173). Da sich darüber hinaus eindeutig feststellen läßt, daß diejenigen, die der Meinung sind, man könne auch ohne Kinder glücklich sein, mit steigender Sozial- und Bildungsschicht zunimmt, darf man annehmen, daß weniger die größeren materiellen Ressourcen an sich der eigentliche Kinderfeind sind, sondern ein grundlegend verändertes Lebensgefühl: die Glückserwartungen verschieben sich in Richtung *Selbstverwirklichung*.

Die Familie verliert als Tradiererin von Werten

Doch trifft auch diese Deutung nur zum Teil zu und die Allensbacher Interpretation, es liege letztlich am *veränderten Bindungsverhalten*, daß gerade die Bundesrepublik die niedrigste Geburtsrate der Welt aufweist, läßt sich so pauschal auch nicht schlüssig beweisen: Es ist ein anderes, Familie, Ehe, Kinder gut und schön zu finden, und ein anderes, die Last auf sich zu nehmen, wenn sie nicht starke Motive nahelegen; da die äußeren Zwänge entfallen und die *Umstellung in der Lebensplanung* Schwierigkeiten macht, passiert es einfach: daß Kinderwünsche hinausgeschoben oder schlußendlich gar nicht realisiert werden.

Doch wie sieht der innere Zusammenhalt „der“ Familie

aus, wie entwickelt sich ihre Bindekraft und von daher ihre *Funktion in der Tradierung von Werten*?

Zwei Tatsachen sind unumstritten: daß die Sozialisationsfunktion der Familie durch die zahlreicher und gewichtiger gewordenen Konkurrenten („Miterzieher“): Medien, Schule, Gruppen von Gleichaltrigen, die Bindekraft von jugendlichen Moden und Subkulturen schwächer geworden ist, daß aber zugleich der Stellenwert der Familie als Ort der Befriedigung emotionaler Bedürfnisse in der Kleingruppe enorm gewachsen ist. Anhand dieser *Funktionsbeschränkung und zugleich -verstärkung* möchte man vermuten: die Zwei-Generationen-Kleinfamilie sei geprägt von einer starken emotionalen Bindekraft, die den seelisch-geistigen Zusammenhalt der Familie und von daher auch ihre Tradierungsfunktion stärke. Aber gerade diesbezüglich wird die Wirkungs- und Binafahigkeit der Familie überschätzt. Sie erfüllt zwar die Funktion als lebensnotwendiger emotionaler Versorger, aber als Tradiererin von Werten ist sie nicht nur weitgehend der Konkurrenz ausgesetzt, sondern unterliegt dieser. Und zwar so sehr, daß die Familien weitgehend die Segel zu streichen beginnen.

Tabelle 6: *Weltanschauliche Übereinstimmung mit dem Lebenspartner*

Frage: „Haben/hatten Sie und Ihr Partner irgend etwas von dem auf der Liste hier gemeinsam?“ (Vorlage einer Liste)	Personen, die zur Zeit oder früher mit einem Partner zusammengelebt haben		
	USA	Europa insgesamt	Bundesrepublik Deutschland
Gemeinsamkeiten mit dem Partner	%	%	%
Einstellungen zur Religion	76	65	56
Moralvorstellungen	88	79	68
Einstellungen gegenüber anderen Menschen	79	72	59
Politische Ansichten	60	54	50
Einstellung zur Sexualität	79	69	56
Nichts davon	X	4	4
Weiß nicht	6	4	4
	388	347	297

Es zeichnet sich sehr deutlich eine *eigenartige Gemengelage* ab: Eltern sind zwar durchaus der Meinung, Einfluß auf ihre Kinder zu haben, aber sie beginnen gerade auf die Beeinflussung solcher Werthaltungen zu verzichten, die für das Werden des Persönlichkeitsprofils und die Integration des Heranwachsenden in die Gesellschaft gemeinhin als konstitutiv gelten und auch für die innere Stabilität des Familienlebens besondere Bedeutung haben: Die Übereinstimmung in *grundlegenden Lebensfragen* beginnt zu bröckeln, und zwar nicht nur zwischen Eltern und Kindern, sondern schon zwischen Ehepartnern, und die Eltern ziehen sich in ihrem Einflußwillen auf die *Übermittlung lebenspraktischer Grundfertigkeiten und Verhaltensweisen* zurück und lassen dissensfördernde Weltanschauungsfragen im Sinne des Gesetzes des gruppeninternen Harmoniebedarfs auf sich beruhen. Diese Tendenz scheint in der Bundesrepublik besonders ausgeprägt zu sein. Die Gründe dafür können hier nicht erörtert werden. Diese Frage nach Gemeinsamkeiten zwischen

Ehepartnern ergab für Religion, Moral, politische Einstellungen und auch Sexualität besonders niedrige Werte. Im *Verhältnis zwischen den Generationen* ist dies noch ausgeprägter. Die Übereinstimmung in Fragen der Religion, der Moral, der Politik, der Sexualität, aber auch in der Einstellung zu anderen Menschen ist hier noch geringer. Nur 49 Prozent der Bundesrepublikaner über 18 Jahren geben an, ähnliche Moralvorstellungen zu haben wie ihre Eltern (in den USA 84, in Europa insgesamt 63 Prozent). In religiösen Fragen fühlen sich nur 47 Prozent ihren Eltern nahe (in den USA 74) und in Fragen der Sexualität gar nur 13 (in den USA immerhin noch 41 Prozent). *Elisabeth Noelle-Neumann* hat aus diesen und ähnlichen Ergebnissen ihre Theorie vom Generationenbruch entwickelt (vgl. HK, Mai 1985, 203). Richtiger ist wohl, von einem *Klima innerfamiliärer Distanziertheit* in grundlegenden Lebensfragen zu sprechen.

Der Dissens verstärkt sich bei den Jugendlichen, zeichnet sich aber bereits bei den Eltern ab. Man arrangiert sich dabei emotional und bewußtseinsmäßig irgendwie. Man ist durchaus überzeugt, Einfluß auf die eigenen Kinder zu haben. Man weiß zugleich, daß der Einfluß bei weltanschaulichem Dissens geringer ist, aber man beginnt auf den Einfluß bei weltanschaulichen Fragen von vornherein zu verzichten: Vorrangige Erziehungsziele sind praktische Fragen der Disziplin, des Sozialverhaltens (Benehmen, Umgang mit anderen Leuten usw.) und der Einübung in die praktische Lebensführung.

Die *Einstellung zum Glauben* und die *politischen Ansichten* rangieren ganz unten. Nach der Baden-Württemberg-Umfrage versuchen (in Baden-Württemberg) die Einstellung des Kindes zum Glauben nur 29 Prozent der Eltern zu beeinflussen, die politischen Ansichten sogar nur 13 Prozent. Als neue *erzieherische Kompromißlinie* scheint sich (ebenfalls besonders ausgeprägt in der Bundesrepublik) die Erziehung zu möglichstster Unabhängigkeit und Selbständigkeit herauszubilden.

Tabelle 7: Erziehungsziel „Unabhängigkeit“
Europa, Bevölkerung ab 18 Jahre

Es sind der Ansicht, Kinder sollten im Elternhaus lernen, unabhängig und selbständig zu werden	Bevölkerung ab 18 Jahre insgesamt %	Altersgruppen unter 45 Jahren		
		18–24 Jahre %	25–34 Jahre %	35–44 Jahre %
Bundesrep.				
Deutschland	46	67	61	52
Dänemark	55	63	63	60
Großbritannien	23	26	28	23
Republik Irland	29	37	35	39
Holland	27	31	39	27
Belgien	20	23	25	19
Frankreich	16	26	28	15
Spanien	24	38	36	21
Italien	22	29	37	24

Die Vorteile solcher Erziehung sind offenkundig, die ihr zugrundeliegenden Verhaltensambivalenzen auch.

Vom unmittelbar Erzieherischen abgesehen, ergeben sich für das *kirchliche Handeln*, soweit dieses auf Glaubensvermittlung gerichtet ist, unmittelbar zwei Folgerungen: Die *innerfamiliäre weltanschauliche Pluralität*, um nicht zu sagen Heterogenität ist ausgeprägter, radikaler als im üblichen kirchlichen Reden von Familie angenommen wird. Und: „Die“ Familie ist nur *ein* Traditionsträger unter anderen. Das Bemühen um die Weitergabe des Glaubens hat deshalb zu berücksichtigen, daß Tradierung von Glauben nur über eine Vielzahl Gruppen und gesellschaftlicher Instanzen möglich ist, daß aber keine andere voll ersetzen kann, was in der Familie ausfällt. Neue Formen religiöser Gruppenbildung, wie sie sich zum Teil in den neuen geistlichen Bewegungen (vgl. ds. Heft, S. 428) und Basisgemeinden abzeichnen, sind deshalb nicht nur eine wünschenswerte Bereicherung des kirchlichen Lebens, sondern werden zu einem zwar schmalen, aber immer notwendigeren Weg nicht nur der Glaubensvertiefung, sondern auch der Glaubensweitergabe.

David Seeber

„Alle Phänomene signalisieren einen tiefgreifenden Umschlag“

Ein Gespräch mit Hans Maier

Gewinnen die Kräfte des Irrationalen, mitbedingt durch die im Umgang mit risikoreichen Großtechniken ausgelösten Ängste, die Oberhand über das die Moderne bestimmende Vertrauen in die Gestaltungskraft der Vernunft? Was ergibt sich daraus an Herausforderungen für Politik und Kirche? Dies ist die Kernfrage des folgenden Gesprächs mit dem bayerischen Kultusminister und Präsidenten des Zentralkomitees der deutschen Katholiken, Professor Hans Maier. Die Fragen stellte David Seeber.

HK: Herr Minister, wer gegenwärtig ein wenig in den Zeitgeist hineinhorcht, stellt unschwer fest, daß Vernunftenthusiasten und Vernunftverächter sich häufig in derselben Gruppe, um nicht zu sagen in derselben Person streiten. Aber was ist da Nebenschauplatz und was Haupttrend? Ich meine mit der Frage nicht, wo die größeren Bataillone sind: bei den Bewunderern oder bei den Verächtern, sondern welches die beherrschende Unterströmung ist.